

## Friedrich Rückerts Jahre in Ebern

Josef Dünninger zum 75. Geburtstag gewidmet

Ein Straßensname, das Denkmal in den nach ihm benannten Anlagen und die Gedenktafel am einstigen Finanzamtsgebäude erinnern an den Aufenthalt des Dichters und Gelehrten Friedrich Rückert in Ebern.

Ein langes Leben und ungemein produktive Schaffenskraft waren dem Poeten und Sprachforscher beschieden. Geboren wurde er am 16. Mai 1788 in Schweinfurt, wo sein Vater sich ein Jahr vorher als Advokat niedergelassen hatte. Bereits 1792 übersiedelte die Familie nach Oberlauringen, da der Vater als Amtmann in den Dienst des Freiherrn von Truchseß trat. Der Knabe Rückert erlebte in Oberlauringen erstmals die Welt des fränkischen Landadels, die ihn entscheidend mitprägte und eine dörfliche Idylle, die ihn als 40-Jährigen froh zurückschauen läßt in den Gedichten „Aus des Dorfamtmannssohnes Kinderjahren“, denen wir manche Erkenntnis über die Naturverbundenheit des Knaben und über das Brauchtum der Zeit um 1800 verdanken.

Den Schuljahren folgten 1805 Studien an der Universität Würzburg, die er als 21-jähriger abschloß; dann begab er sich zu seinen Eltern nach Ebern, wo sein Vater die Stelle eines Rentamtmannes innehatte.

Während eines guten Jahrzehnts seines Dichter- und Gelehrtenlebens, zwischen 1809 und 1821, blieb das Elternhaus in Ebern der sichere Port Friedrich Rückerts. Seit der Herausgabe seiner Briefe durch die Rückert-Gesellschaft e. V. Schweinfurt 1977 sind wir auch über diese Epoche wesentlich besser unterrichtet, gewinnen manche neuen Kenntnisse aus den gut 260 Briefen bis zum Weggang der Eltern aus Ebern im Jahre 1825.

Die für folgende Betrachtung ausgewählten Aspekte gelten keiner literar-historischen Würdigung, sie berücksichtigen vielmehr die persönlichen Lebensverhältnisse, Freundschaft und Liebe, Rückerts Einstellung zum politischen Geschehen der Zeit und seiner bisher kaum beachteten Hinwendung zu volkscundlich bemerkenswerter Thematik.

Volle Bewunderung verdient das verständnisvolle Elternhaus, das dem hochbegabten, überaus produktiven, jedoch ohne gesicherte Existenz und festen Beruf dastehenden Sohn zwischen dem 21. und 33. Lebensjahr eine sorglose Bleibe bot. In Ebern drängt ihn, wie er an den Verleger Cotta am 2. Januar 1820 schreibt, kein eigenes Lebensbedürfnis zu Erwerb“, d. h. zur Berufstätigkeit, da das Nötigste ihm geboten wird. Nach der Devise des Bildungsbürgertums „Über Geld spricht man nicht“, wird in den Briefen an die Eltern über die wirtschaftlichen Verhältnisse größte Diskretion gewahrt. Etwas mehr Einblick gewinnen wir in die persönliche, häusliche Atmosphäre der kinderreichen Familie.

Eine anmutige Begebenheit erfahren wir aus einem Schreiben vom Dezember 1813 an den Coburger Freund Stockmar, worin Friedrich Rückert ihn bittet, die „Fünf Märlein zum Einschlafen für mein Schwesterlein“ drucken zu lassen, „einen Spaß, den ich in einer einzigen Nacht ausgeheckt habe, als Geschenk für den Vater zum Christtag für sein Äffchen, meine kleine Schwester“. Dieses Nesthäkchen Marie war damals drei Jahre alt, 22 Jahre jünger als Rückert! Die fünf Märlein gehören zu den volkstümlichsten Dichtungen Rückerts, einige standen aus poetischen und erzieherischen Gründen noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts in den Lesebüchern der Volksschule. Es sind die gereimten Geschichten „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“, „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“, „Vom Bäumlein, das spazieren ging“, „Der Spielmann“ und „Das Männlein in der Gans“. Dem Schwesterlein, dem Friedrich Rückert die fünf Geschichten dichtete, galt auch sein Nachhausedenken während eines einjährigen Aufenthalts in Stuttgart. Zum Osterfest 1816 schickt er ihm das eben erschienene Büchlein „Die Ostereyer“ des Jugendschriftstellers und Pfarrers Christoph von Schmid. Die einfühlsame Epistel, die er ins Büchlein schrieb, gibt uns Kunde von

Rückerts Kinderliebe und von dem Brauch, im Amtmannshaus zu Ebern schon an Gründonnerstag Eier zu erhalten und — der Einführung des fünfjährigen Schwesterleins zur Literatur mit der Mahnung: Der Verfasser der Geschichte „verdient es schon, daß Du Dir seinen Namen merkst“. Rückert selbst hat, wie er an den befreundeten Arzt Carl Hohnbaum schreibt, die Geschichte „wahrhaft entzückt, und ob es gleich ein Kinderbuch ist, so können noch andere Leute, als ich, einen rechten Gefallen daran finden“. Während des Stuttgarter Jahres denkt er oft nach Hause; den Bruder Heinrich fragt er nach den Gereuhter Anlagen bei Ebern, bittet, ihn mit Nachrichten aus der Gegend zu versehen; vom Leben und Sterben der Bekannten will er unterrichtet sein. Besonders die Festtage offenbaren die Verbundenheit mit den Eltern und Geschwistern. So entschuldigt er sich, seinen Lieben kein „Pfingsthalleluja“ gewünscht zu haben, rügt zugleich, daß ihm von Zuhause kein Stückchen „Pfungstfladen“, wenigstens in Gedanken zuteil wurde, da er „hier keinen gesehen noch gerochen habe“.

Verständlicher Weise empfindet er die Geborgenheit des Elternhauses während einer Krankheit besonders dankbar, ist froh, daß sie ihn nicht anderswo überfallen habe „als hier, wo ich recht fühlen lernte, was das heißt, Krankenpflege von Eltern und Geschwistern“, obgleich ihm die Fürsorge als übergroß erschien. Auch nach Rückerts Verheiratung mit Luise Wiethaus 1821, ja bis zum Wegzug der Eltern nach Schweinfurt 1825 bleibt das Amtshaus in Ebern auch für die junge Familie das Ausflugsziel von Coburg her, namentlich an den Festtagen. „Zu meinem Geburtstag komme ich auf alle Fälle nach Ebern, aber vermutlich noch vorher, sobald Du dort bist“, teilt er von der Bettenburg seiner Frau mit.

Friedrich Rückerts Jahre in Ebern bereichern lebensentscheidende Freundschaften, freilich keine im Ort selbst.

Prägend für ihn, wie für manchen dichtenden Zeitgenossen war die Begegnung mit Christian Freiherr von Truchseß auf der Bettenburg. Für den Dichter ist er der „liebe Alte, der meine junge Poesie zu seinem Pflegekinde gemacht hat“. Er nennt ihn „einen Schild“ und „ewigen Wendepunkt meines literarischen Verkehrs“. Von Truchseß, dem väterlichen Freund, erbittet er sich für seine Dichtung ein „Vorurtheil“ in des Wortes positiv-konkreter Bedeutung, obgleich er weiß, daß dessen „Guthmütigkeit und Liebe“ ihn zum inkompetenten Richter seiner Werke werden lasse, dennoch sei er der „kompetenteste“ in seiner Umwelt. Dauernde Zuneigung bindet Rückert zu einem gleichfalls wesentlich älteren Freund, dem Superintendenten Christian Hohnbaum, die bald auch dessen Sohn, den Arzt Carl Hohnbaum, einschließt. In Ebern selbst habe er „eigentlich gar Niemand mit dem er plaudern könnte“ . . . „hier ist keine Seele, außer einige Tabakraucher, Biertrinker, Kegelschieber und Mädchenjäger“, klagt er dem gleichaltrigen Freund Friedrich Schubart in Berlin im Dezember 1814; doch ehrlicher Weise fügt er hinzu, daß er aus Langeweile auch fast zum Mädchenjäger geworden sei.

In einer für den damals zwar sehr produktiven, doch ohne Beruf existierenden gut 26jährigen Rückert, war der Winter 1814/15 unzweifelhaft eine Zeit der Krise. Er wünschte seine Poesie „zunächst im kleinen Kreise von Freunden und Bekannten in einer Vaterstadt oder dergleichen anzusiedeln“, wozu ihm das damals 1300 Einwohner zählende sicher ländlich geprägte Amtsstädtchen offenbar wenig Chancen bot, so daß er resignierend meint: „hier zwar einen Vater, aber keine Vaterstadt zu haben“.

Gelegentliche Bemerkungen lassen erkennen, daß er Ebern doch mehr als ländliche Umwelt empfindet, je nach Gemütsart und Jahreszeit urteilt er: Während des Frühlings „im Schoße der ländlichen Stille sich wiegend“, den Winter voll Bangen verbringend, „in Unbehagen und Unthätigkeit einzuschneiden“, wie er im Dezember 1812 befürchtet, jedoch im darauffolgenden März verkündet: „Ich schwimme in Meeren von Entwürfen“.

Zu überaus produktivem poetischen Schaffen drängt Friedrich Rückert schon während der ersten Eberner Jahre die Liebe zu zwei jungen Mädchen. Im nahen Rentweinsdorf lernt er bald Agnes Müller, die Tochter des Justizamtmanns kennen. Mit

anderen jungen Leuten trifft man sich zum Tanz im Gereuther Wald. Der aus Jena heimgekehrte Privatdozent faßt eine tiefe Zuneigung zu dem 16jährigen Mädchen, widmet ihm fünf Sonetten als es von schwerer Krankheit genas. Doch unerwartet stirbt die Geliebte; Der: kmal seiner Trauer ist der Sonettenkranz „Agnes Totenfeier“, eine Folge von vierzig Gesängen, die jedoch, zumindest den heutigen Leser, kaum die Intensität des Schmerzes oder tiefe Erschütterung spüren lassen. Bezeichnenderweise enthalten auch die wenigen Briefe dieses Jahres keinen Hinweis auf den Verlust.

Er schreibt in einem Brief aus Ebern vom 27. November 1812 über die Sonette als Kunstform, auch über seine eigenen „Früchte eines nicht sehr milden Sommers, . . . die nicht auf südliche Reife Anspruch machen“. Selbstkritisch urteilt er: „Ich habe diesen Sommer in ländlicher Muße allerley geschafft, aber nichts erschaffen, was ein Werk heißen könnte“. Dieser Sommer 1812 steht für Friedrich Rückert keineswegs im Zeichen der Trauer, vielmehr im Banne einer neuen Liebe, einer nie erwiderten Leidenschaft zu Maria Elisabeth Geuß, der Tochter des wohlhabenden Gastwirts zur „Specke“. Den Namen Marielies wandelt der Dichter um in Amaryllis, mit Amara zugleich hindeutend auf die Bittere. In einem Brief aus Ebern im Mai 1813 klagt er dem Freund Christian Stockmar in Coburg: „Meine Bittere (Du mußt doch wissen, daß sie existiert?) quält mich bis in den Tod; sie ist ein Satan, und ich ein Narr, weil sie nicht einmal ein schöner ist. Ich tue durchaus nichts, als mich langweilen . . . Liebe zerfleischt mich und Haß, doch mehr zerfleischt noch die Scham mich“. In einem Hilferuf wendet er sich an den Freund: „Komm doch und reiße mich aus dem Kothe, in den ich bis über die Ohren verliebt stecke“. Ein gutes Jahr später spricht er gelassen von der amorösen Geschichte, gibt dem Freund Friedrich Schubart in Berlin Kenntnis von den Amaryllis-Sonetten und macht sich beziehungsweise selbst lustig über „gereimte Sufzer, geschossene Böcke, geflochtene Körbchen“. Eine Folge von 70 Sonetten „Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande“ sind die Hauptspuren dieser einseitigen Liebe.

Am politischen Geschehen der Zeit, dem Freiheitskampf der Deutschen gegen Napoleon nimmt Rückert leidenschaftlich Anteil, zwar „nicht durch Thaten, doch durch irdischen Gesang“. Da seine geschwächte körperliche Konstitution ihn am Kampf hindert, schreibt er „Kriegerische Spott- und Ehrenlieder“ und vor allem „Geharnischte Sonetten“, deren pathetisch-chauvinistischer Ton uns Heutigen allzu leicht auch das historische Interesse daran schmälert. Welche nationale Begeisterung im Hause des Ebener Rentamtmanns herrschte, zeigt der Jahrtag der Befreiungsschlacht von Leipzig. Friedrich Rückert schreibt dem Superintendenten Hohnbaum am 18. Oktober 1814, daß er beinahe zu ihm nach Rodach gelaufen wäre, um die Feuer auf den Gleichbergen „zu Ehren aller Deutschen“ brennen zu sehen. „Aber wir zünden auch heute hier die deutschen Feuer an . . .“. Dem Vater fiel noch eine besondere Art des Gedenkens ein: „Er hat förmlich im ganzen Haus bei Groß und Klein bescheeren lassen, und mein kleines Schwesterlein hat auf die Frage, was das Schießen, Läuten usw. bedeute, die Antwort lernen müssen „Weil die Franzosen von den Preußen Schläge gekriegt haben““.

Ob Friedrich Rückert seinen Vorsatz wahr machte und am nächsten Tag nach Bamberg ging, „wo gar alle Teufel los sind“, wissen wir nicht. Offenbar waren auch in der Bischofsstadt große Feiern angekündigt, was Rückert ironisch kommentiert: „Wie sich nur die Bayern zu solchem Jubel bequem können, da sie doch auch noch mit bei Leipzig auf der Seite der gebläuten Böcke waren. Daran scheint vor lauter Freude Niemand zu denken und das ist recht“. Dem Ereignis, dem Jahrtag der Völkerschlacht bei Leipzig widmete Rückert das Erinnerungsgedicht „Octoberfeuer“.

In diesem Winter 1814 zieht es Rückert „ganz gewaltig nach Berlin, dem Brennpunkt neuer Deutschheit“. Doch er bleibt in Ebern und ist häufiger Gast auf der Bettenburg, wo die „Nachricht von dem losgebrochenen Weltruhestörer“, Napoleons geglückter Flucht von Elba, das nahezu friedliche Leben kaum stört. In „Neubaieren“ merkte man wenig, außer der russischen Einquartierung, einem „Landsturm auf dem Papier“ und

dem Verbot „keine gefährlichen deutschen Kleider zu tragen“. Unter dem Eindruck von Napoleons „Herrschaft der 100 Tage“ beginnt Rückert mit dem ersten Teil von: „Napoleon. Politische Komödie in drey Stücken“, ein Werk „von dem kein Mensch was gutes sagt, aber viele viel schlechtes“, klagt er in einem Brief an den Bruder Heinrich vom 8. Juni 1816.

Seine vaterländische Gesinnung trug Rückert auch äußerlich zur Schau. Der Dichter Gustav Schwab, der 1814 mit auf der Bettenburg weilte, schildert ihn als großen, bleichen Jüngling, „von Kopf zu Fuße schwarzaltdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen Schulterlocken“, . . . „tiefliedigen, funkelnden, braunen Augen“. Mit seiner „alt-deutschen Tracht, dem Haarschnitt und Bartwuchs“ fiel Rückert in Stuttgart „Personen hohen und höchsten Ranges unangenehm auf — man weiß ja, was hinter solchen Dingen für verdammte Geheimnisse und Pläne stecken! — und ich selbst hatte . . . am Hofe Spötereien teils einzuschlucken, teils zu vergelten“ — so berichtet der Gönner und Freund Freiherr von Wangenheim dem Truchseß auf der Bettenburg und fügt hinzu, daß der Dichter „unbeschadet der deutschen Gesinnung die deutsche Bart- und Kopfhare sich scheren ließ“. Der eingeschobene Ausrufesatz, das Urteil der Umwelt und die Reaktion des Verdächtigten erlauben durchaus Vergleiche mit unserer unmittelbaren Gegenwart. Rückert blieb der langen Haartracht und dem altdeutschen Gewand treu, wie Bildnisse bis ins hohe Alter bezeugen, ja selbst der Frack zur Hochzeit mußte „ein altdeutscher werden“, wie er der Braut am 29. Oktober 1821 aus Ebern schreibt.

Eng verbunden mit der nationalen Begeisterung muß Rückerts Zuwendung zur Volksliteratur gesehen werden. Während der Eberner Jahre lernt er fränkische Sagen kennen, bittet auch Bekannte sie aufzustöbern. Doch begnügt er sich nicht mit dem Sammeln, er bearbeitet die erzählten Geschichten und formt sie immer zu gereimter Dichtung. Den unmittelbarsten Bezug zu Ebern haben die beiden Sagen: „Das versunkene Dorf“ und „Der fehlende Schöppe“, die inhaltlich zusammengehören. Das versunkene Dorf ist die Wüstung Abermannsdorf, aus dem der zwölfte Schöppe zum Hochgericht in Ebern gerufen werden muß, auch wenn von dem Ort kein „Malzeichen“ mehr blieb.

Zu den bekanntesten Sagenbearbeitungen Rückerts gehört zweifellos das in deutschen Lese- und Liederbüchern durch ein gutes Jahrhundert tradierte

„Der alte Barbarossa / Der Kaiser Friederich,

Im unterirdischen Schlosse / Hält er verzaubert sich“.

eines der sog. „Zeitgedichte“, die zwischen 1814 und 1817 entstanden, teils in Ebern, teils in Stuttgart.

An die für Franken durch Mißwachs, Teuerung und Einquartierung so notvollen Jahre 1816/17 erinnert die gleich einer Volksballade gestaltete Sage:

„Die Hungerjahre.

Bei Bamberg in Franken da ackert ein Bauer . . .“

Wohl in der gleichen Zeit entstanden Rückerts mahnende, auch in der Gegenwart gültige Verse:

Abhilfe.

Gäben wir die Hälfte dessen,

Was wir, krank uns machend, essen,

Denen, die macht Mangel krank;

Könnten wir und sie gesunden

Und uns für die guten Stunden

Gegenseitig sagen Dank.

Selbst von der Not betroffen, „auf schreckliche Weise mit dem Mangel kämpfend“ erachtet es der deutsche Patriot Rückert als „eine furchtbare Ausgleichung des Schicksals, daß in Preußen Überfluß an Getreide und Lebensbedürfnissen sei“, gewissermaßen

zur Entschädigung für das, was der Norden für den Süden in den Befreiungskriegen mitgelitten habe, wie ein Brief aus Ebern vom 13. Juni 1817 an den in Berlin lebenden Dichter Friedrich de la Motte-Fouqué offenbart.

Rückert urteilt aus der stets bejahten geographischen und politisch wirksamen Mitte Frankens, in der er, dem besten Grundzug fränkischen Wesens folgend, auch eine geistige Mittlerrolle für sich erkennt. „Ich habe das deutsche Reich zu vertreten, das eben ein bloß ideales ist, ohne Wirkung und Bedeutung in den Königreichen und Fürstenthümern“, schreibt er 1835 von Erlangen aus. Wie sehr sich bei ihm Liebe zur großen und kleinen Heimat mit deren ursprünglichem Wortsinn des Sesshaftseins verbinden, erweist das bekannte, in den ersten Eberner Jahren entstandene Gedicht: „Deutschland in Europas Mitte“.

Deutschland in Europas Mitte,  
Und in Deutschlands Mitte Franken,  
In des schönen Frankenlandes  
Mitte liegt ein schöner Grund.  
In des schönen Grundes Mitte  
Liegt ein schöner, schöner Garten;  
In des schönen Gartens Mitte  
Liegt der Allerschönsten Haus.  
Fragt ihr noch, warum ich immer  
Mich um dieses Häuschen drehe,  
Als um meines Vaterlandes  
Allerschönsten Mittelpunkt?

Einige wichtige Briefstellen lassen Rückerts Interesse an der Mundart erkennen. So schreibt er dem Freund Schubart nach Berlin im Dezember 1814 im Zusammenhang mit seiner Amaryllis-Dichtung: „Aber das beste ist, daß ich viel Gelegenheit gehabt, und sie ziemlich benutzt habe, das Landvolk und meinen Dialect zu studieren, vor dem ich immer mehr Respekt kriege“.

Als heiteres gereimtes Zeugnis darf die „Hochdeutsche Liebesnot“ gelten.

O wenn ich doch nur reden könnt  
Gut fränkisch, wie mei Mädle  
Daß sie besser mich verständ  
Des Nachts am Fensterlädle.  
Red' ich noch so schöne Sachen,  
Fängt sie halt hell an zu lachen,  
Sagt: Sei still, ich bitt,  
Ich versteh di ja nit.

Und wenn ich nur e Wämsle hätt'  
Und so e fränkisch Jäckle,  
Daß sie mich herzhaft drücke thät  
Beim Tanz ans Buseflecke.  
Dünk' ich mich gleich recht geputzt,  
Schaut sie quer mich an und stutzt,  
Sagt: das is mer e Schnitt;  
Geh', du gefällt mer nit.

Und wenn ich nur könnt Waffe führ'n  
Als wie e fränkischer Bauer;  
Wenn ich einmal was an will rühr'n,  
Sieht sie gleich drein so sauer.  
Greif' ich nur nach ihrem Rechen,  
Schreit sie: Ruh, du wirst dich stechen,  
Kennst mei'n Rechen nit,  
Sollst mir nit rechnen damit.

O du hochdeutsch Vaterland,  
Wie bringst du Sorgen mir leider,  
Weil ich hab' hochdeutschen Verstand,  
Hochdeutsche Sprach' und Kleider.  
Hätt' ich Art wie'n fränkisch Büble,  
Ließ mich's Mädle nachts in Stüble,  
Schrie nit gleich immer nit! nit!  
Sobald ich sag', i bitt!

Obgleich diese Verse im Vierten Strauß des „Liebesfrühlings“ stehen, passen sie in Inhalt und sprachlicher Gestaltung genau in die Amaryllis-Epoche des Dichters, in das verbegliche Umwerben der Wirtstochter „An der Specke“.

Leider vermochten die sprachlichen Beobachtungen und die Hochachtung vor dem Dialekt Friedrich Rückert nicht zur Mundartdichtung zu animieren, sonst wäre wohl, wie schon Josef Dünninger vermutete, in ihm eine gesamtfränkische Stimme laut geworden, vergleichbar der des Alemannen Johann Peter Hebel und der der Niederdeutschen Klaus Groth und Fritz Reuter.

Auch noch in späteren Jahren, wie ein Brief von 1858 erweist, beschäftigten den Dichter Gedanken über die heimatische Mundart: „Dieser unser fränkischer Dialekt ist vielleicht etwas weniger gemütlich (eigentlich behaglich) als mancher schwäbische, aber weit behender, schlanker, graziöser“. Doch höre seiner Meinung nach sich „Volksmundart von Frauenlippen lieblich, von Männern widerlich“ an, ähnlich wie „Landestracht“ und „Landesart“ das Weib „anmutig macht“, den Mann leicht zum „Tölpel oder Narren werden lasse. Gleichwohl mildert er sein Urteil und meint:

„Ein leichter Anflug nur von Mundart steht ihm gut,

Als wie ein Erdgeschmack der Reben edlem Blut“.

Bis zu seinem Tod am 31. Januar 1866 in seiner geliebten „Landeinsamkeit“ in Neuses bei Coburg blieb Friedrich Rückert als Poet und Gelehrter von vielen Sprachen angezogen, nicht ihr Beherrscher, vielmehr „Diener und Deuter des Wortes“, wie ihn Helmut Prang, der Erlanger Literaturhistoriker und beste Kenner, nennt. Des Dichters Bekenntnis zu jedweder Muttersprache offenbaren die zeitlos gültigen Verse:

„Welch' eine Sprach' ist schön, Welch' eine Sprach' ist reich?  
Verschieden an Getön, im Sinn sind alle gleich.  
Nicht dies' und jene Sprach' entzückt, erfreuet sich;  
Was mich erfreut, entzückt, das ist die Sprach' an sich:  
Daß eine Sprach' es giebt, die, was du fühlst und denkest,  
Dir deutlich macht, je mehr du dich in sie versenkest;  
Daß eine Sprach' es giebt, kraft deren du verkündest  
Der Welt geheimen Sinn, so weit du sie ergründest:  
Drum ist die schönste Sprach' und beste, die du nennst  
Die Muttersprache, weil du sie am besten kennst“.

#### Literaturhinweise:

Rückert, Friedrich — Briefe

Hrsg. von Rüdiger Rückert, Bd. 1 und 2, Veröffentlichung der Friedrich-Rückert-Gesellschaft, Schweinfurt 1977

Stein Philipp (Hrsg.): Friedrich Rückert ausgewählte Werke, 4. Bde., Leipzig o. J.

Die angeführten Gedichte bzw. Geschichten sind entnommen aus:

Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein: Bd. 1, S. 147 f.

Das versunkene Dorf und Der fehlende Schöppe: Bd. 1, S. 178/179.

Der alte Barbarossa . . . : Bd. 1, S. 74/75.

Die Hungerjahre: Bd. 1, S. 120-123.

Abhilfe: Bd. 3, S. 92.

Deutschland in Europas Mitte . . . : Bd. 1, S. 211.

O wenn ich doch nur rede könnt . . . Bd. 1, S. 228/229, vgl. Amaryllis-Zyklus Nr. 7: Bd. 1, S. 39.

„O könnt' ich doch mit einem Schlag zerbrechen

All das Geräte, das zu meinem Schaden

Ersonnen ist, die Hacken, Hauen, Spaten,

Die Schaufeln, Gabeln, Sensen, Sichel, Rechen“.

Prang, Helmut: Friedrich Rückert als Diener und Deuter des Wortes,

Schweinfurt 1963, daraus am Schluß:

Welch' eine Sprach' ist schön, Welch' eine Sprach' ist reich?

Prang, Helmut: Friedrich Rückert, — Geist und Form der Sprache, Schweinfurt 1963.

Prof. Dr. Elisabeth Roth, Feldkirchenstraße 21, 8600 Bamberg

Ein fränkischer Spruchdichter jüdischer Herkunft  
Süßkind von Trimberg — Zeitgenosse  
Walthers von der Vogelweide

Heuer gedenkt Würzburg des 750. Todesjahres Walthers von der Vogelweide, des wohl größten deutschen Minnesängers des Mittelalters, der durch die Gunst Kaiser Friedrichs II. im Würzburger Neumünsterstift seinen Lebensabend verbrachte und — so die Legende — im Kreuzgang des Neumünsters, dem „Lusamgörtchen“, seine letzte Ruhe fand. Fast vergessen dagegen ist ein Zeitgenosse und Kollege Walthers, der jüdische Spruchdichter deutscher Zunge Süßkind von Trimberg. Süßkind dürfte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt und gedichtet haben, obwohl uns sein Geburts- und Todesjahr nicht bekannt sind. Süßkind stammte aus dem fränkischen Trimberg an der Saale. Sein Arbeitsfeld hat wohl im Main-Kinzing-Saale-Raum gelegen. Er zählte, wenn nicht zu den allergrößten, so doch zu den bedeutenderen unter den Dichtern seiner Zeit, und er scheint der einzige jüdische Dichter des Mittelalters gewesen zu sein, dessen Namen und Werke seine Zeitgenossen für würdig befanden, der Nachwelt zu überliefern.

Dies scheint schon allein deshalb bemerkenswert, weil zu Lebzeiten Süßkinds in Deutschland bereits eine Atmosphäre der Judenfeindschaft und der Verfolgung herrschte, die auch ihn schwer bedrückte, wie aus seinem Werk hervorgeht. Gleichwohl ging Süßkind völlig in seiner deutschen Umgebung auf, und seine Dichtkunst erreichte ein hohes Maß der Vollendung. Zwar hatte die jüdische Minderheit in Deutschland schon mehrere Jahrhunderte vor Lebzeiten Süßkinds intensiv am deutschen Geistesleben teilgenommen, doch waren die Lebensumstände der Juden in Deutschland im 13. Jahrhundert verschieden von denen der Zeit unter der Herrschaft der Merowinger, der Karolinger und der ottonischen Könige. War ihr Leben bis zum Ende des 11. Jahrhunderts verhältnismäßig unbeschwert gewesen, so hatten während der ersten drei Kreuzzüge blutige Verfolgungen der Juden an Rhein, Main und Donau stattgefunden. Das III. Laterankonzil von 1179, das u. a. auch die Liebesbeziehungen zwischen Christen und Juden verboten hatte, und das sich anschließende IV. Laterankonzil von 1215 führten nach und nach zur fast völligen Entrechtung der Juden im 14. Jahrhundert. Im Zuge dieser Entwicklung waren die deutschen Juden nach und nach dazu übergegangen, ihre geistige Tätigkeit auf das Studium und die Exegese von Bibel und Talmud zu beschränken.

Trotz dieser widrigen Zeitumstände entsprach die Lebensweise des einer verfolgten Minderheit angehörenden Süßkind von Trimberg derjenigen der großen höfischen Minnesänger seiner Zeit. Auf einer Miniatur aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift ist Süßkind in Gegenwart eines Würdenträgers und zweier Gefolgsleute dargestellt. Der Würdenträger sitzt auf einem Thronessel und hält einen Krummstab in der Hand. Da er nicht das weitere Insigne bischöflicher Würde, die Mitra, trägt, dürfte es sich nicht um den Bischof von Würzburg handeln, was bei Süßkinds fränkischer Heimat ja nahegelegen hätte, sondern um einen geistlichen Stiftsherrn. Hierauf deutet auch die hinter dem Thronessel stehende Fahne mit einem schwarzen Kreuz auf silbernen Feld<sup>\*)</sup>, die vom Bischöflich-Würzburgischen Wappen verschieden ist. Jedenfalls kann davon ausgegangen werden, daß sich unter Süßkinds Gönnern ein hoher kirchlicher Würdenträger befunden haben muß, dem das Recht zum Tragen eines

Anmerkung der Schriftleitung:

\*) Schw. Kreuz auf silb. Feld war das Wappen des Erzstifts und Kurfürstentums Köln